

A woman with reddish-brown hair is leaning against a tree trunk. She is wearing a light-colored long-sleeved blouse under a brown patterned vest or dress. The background is a river with some foliage. The text is overlaid on the left side of the image.

DANIELA MEISEL

WO VON SCHWALBEN TRÄUMEN

ROMAN · PICUS

DANIELA MEISEL

**WOVON
SCHWALBEN
TRÄUMEN**

ROMAN

PICUS VERLAG WIEN

Diesen Roman widme ich meiner Großmutter.

Deine Wohnung ist ein Platz zum Atmen. Keine Ahnung, wie du das hingekriegt hast, mitten in der City und im letzten Stock eines Hochhauses, aber vermutlich wolltest du dem Blau am Ende so nahe wie möglich sein.

Von den Balkonen kann ich den Sonnenbogen beobachten. Mittags spiegelt das Licht in den Glasflächen der umliegenden Häuser. Schwalben und Schäfchenwolken pflückt man mit einem Handgriff.

Du bist vor einem Jahr gestorben und alles ist unberührt. Mama und ich besitzen je einen Schlüssel, um den von ihr behaupteten Verfall zu stoppen. Onkel Ben hat verweigert. Mama ist der Ansicht, du darfst es deinem Sohn nicht übelnehmen. Er gehört eben zu den Männern, die mit Trauer nicht umgehen können. Meine Meinung? Der liebe Onkel macht es sich leicht!

Jede zweite Woche komme ich her, um Staub zu wischen, eine Maßnahme, zu der ich mich daheim erst auffraße, wenn der Lurch schon durch die Ecken kriecht. Hier aber hat es etwas Meditatives. Ich komme, wenn die Sonne scheint, reiße alle Fenster auf und fege über die Flächen. Der Staub löst sich und die Teilchen wirbeln ins Blau.

Es ist der ideale Platz zum Nachdenken. Niemand weiß, dass ich hier bin. Niemand sucht mich in der Wohnung einer Toten.

Wenn ich genug vom Atmen habe, öffne ich Laden und Kästen, durchstöbere Fotos, Kleider und Schmuck. Geruch nach Fliederwasser und dir. Ich habe ein Lieblingsbild. Es ist

das Einzige, das ich in der Wohnung verändere und in einem silbernen Rahmen auf der Kommode platziere.

Schon schräg, seine Großmutter zu sehen, jünger als man selbst.

Heute bin ich hier, um mich einzusperren, schließe Fenster und Vorhänge, brauche weder Licht noch Luft. Seit Fritz in den Mercedes gestiegen ist und ich ins Taxi, prasseln die Stimmen auf mich ein. Meine Eltern, die Freundinnen, natürlich seine Assistentin Sabine – jeder scheint zu wissen wohin mit uns! Vor lauter Meinungsgeurr kann ich nicht nachdenken und flüchte in deine Wohnung. Schon die Stille im Stiegenhaus ist eine Auszeit.

Ich hocke auf dem Boden, Rücken gegen Kommode, Beine angezogen und frage mich, warum Entscheidungen immer anstehen, wenn ich am unschlüssigsten bin. Dein Tod hat auch mir hingeknallt, wie schnell alles vorbei ist. Ich habe mein Päckchen Leben von allen Seiten betrachtet, aufgenommen und mich gefragt, wer ich den Rest davon sein will. In den nächsten Stunden muss mir auch klar werden mit wem.

In der Früh eine Ahnung, der Tag wird nicht glatt laufen. Fritz hatte mir gemailt, ihn vom Büro abzuholen. Seit ich im Regenpfeiferprojekt arbeite, war ich nicht mehr an der Uni und in der Aula bemerke ich wieder die Fehlkonstruktion. Das Glasdach aus mattgelben Scheiben, der Geruch von Pflanzen, die Luft vermissen, und nach ein paar Schritten das Gefühl: Mein Atem erreicht die Lungen nicht.

Ich hätte umdrehen sollen, heim ins Bett und mich verkriechen, aber mir ist jetzt klar, warum ich meinen Impulsen nicht länger nachgebe. Seit deinem Tod ist Treibenlassen keine Option mehr. Davor hat bei mir eins das andere ergeben, auch weil ich von daheim nie Druck gespürt habe. Oma, jeder weiß, das

Leben dauert nicht ewig, aber erst als du fort bist, fährt mir die Endlichkeit ins Herz. Ich denke, es wird Zeit, die Richtung aktiv zu bestimmen, sonst lande ich dort, wo mich andere wollen.

Ich gehe also weiter zum Institut für Ökologie, und als ich Fritz sehe, wie immer um ihn Idylle. Er erhebt sich von seinem Schreibtisch aus Eiche. Professor Friedrich Schutz mit blitzenden Augen.

»Sonne!«, lacht er und schaut, die Arme geöffnet, zur Decke. Der graue Anzug passt ihm perfekt.

Dein Bild auf den Knien frage ich mich: Verändern uns Entscheidungen oder pendeln wir ohnehin zu unserem Inneren? Fritz und Marie in dreißig Jahren. Hat die Frau an seiner Seite noch etwas mit mir zu tun?

Heute Morgen – er und ich im Mercedes. Von der Uni geht es gleich auf die Autobahn. Unter fast kitschblauem Himmel fahren wir aufs Land, Fritz will nichts sagen und trotzdem ist mir das Ziel schnell klar. Unsere Eiche steht an einer Fluss-schlinge. Hier haben wir einander kennengelernt, auf den Tag genau vor zwei Jahren. Pflichtexkursion zur Gewässerökologie, fünfundvierzig Teilnehmer und eine Assistentin Sabine mit Grippe. Fast wäre ich auch noch zu spät gekommen. Ich sehe die Szene vor mir: Der Professor im Schatten des Baumes – groß, grauer Anzug –, auf dem Boden hocken Studenten und rundherum Grün. Sie schauen zu ihm auf, er sieht aus wie einer, der Halt gibt, und auf einmal ist da der Wunsch, mich an ihn zu lehnen. Warum man als moderne Frau noch dazu neigt, in die Knie zu gehen, wenn ein Mann seine Jünger versammelt? Evolutionszeiträume hin oder her. Ich finde, zweihunderttausend Jahre *Femina admirans* reichen!

Fritz parkt den Mercedes also in der Nähe unserer Eiche. Wir spazieren Hand in Hand über den Feldweg. Das Sonnenglän-

zen in den Augen macht Fritz jung. Vom Flussufer Geruch nach Wasserdost und Minze, Grillengezirpe. Bei den Wurzeln der Eiche lässt Fritz los, geht zwei Schritte rückwärts, ich glaube schon, er stolpert – da kniet er vor mir. In seiner Hand ein Ring mit Stein und mein Herz lässt einen Takt sausen. Kristallstruktur, die regenbogenfarbenes Licht einfängt.

»Willst du mich heiraten, Marie?«, fragt Fritz.

Ich sehe sein Gesicht offen wie nie und kann nicht antworten. Mir kommt der Gedanke, dass ich vor deinem Tod einfach Ja gesagt hätte, und spüre nur dieses Sich-Sperren.

Oma, wie Fritz im Schatten steht und der sich ausdehnt! Sein Blick trifft, der Zorn zerrt an seinen Mundwinkeln und dann wieder das Bitten. Es tut mir weh, ihn so aus dem Gleichgewicht zu sehen, und ein Teil von mir möchte ihm um den Hals fallen und: »Ja, ich will!« schreien, aber der andere liegt weiter quer. Ich höre mein Tut-mir-so-leid-Gestammel und in Sekunden ist da sein Professorengesicht: »Gut, du nimmst dir Zeit bis morgen!«

Er knöpft sein Jackett zu.

»Aber eins ist fix – ich warte nicht länger!«

Die sonnigen Hügel sind nur noch Kulisse und er zieht mit diesem erfrorenen Blick einen Hunderter aus seiner Hosentasche: »Fürs Taxi.«

Vom Rand seiner Pupille quetscht sich Sabines Konkurrentinnen-Lächeln und ich denke, vielleicht ist das nicht mein Tag, sondern ihrer. Oma, ich muss irgendwie krank sein!

Menschen, die man liebt, kommen einem vor wie Fixsterne. Ich spüre den Impuls, dich anzurufen und öffne deinen Kontakt am Smartphone. Seit Monaten bin ich unfähig, ihn anzutasten – eine Weigerung, mich am Verlöschen zu beteiligen, und eine Portion Selbstbetrug.

Warum sage ich nicht einfach Ja? Fritz ist – Altersunterschied hin oder her – heiß, hat Stil und glaubt an die Zukunft. Sein Wissen macht Wikipedia Konkurrenz, die halbe Stadt schaut zu ihm auf und dann noch sein Job! Welcher Mann würde meine Leidenschaft für die Natur verstehen wie er? Aber kann ich an seiner Seite ich sein? Ich habe den Verdacht, Fritz sucht eine Frau, die *seinen* Weg mit ihm geht. Ich glaube, die war ich, bin sie nicht mehr, aber auch noch keine andere. Oma, du bist deine Tage so selbstbestimmt angegangen. Wie ist dir das damals gelungen?

Durch die Vorhänge Licht. Es lässt das Foto auf meinen Knien glänzen und ich zeichne mit den Fingern deine Figur nach. Du bist darauf nicht Mädchen, nicht Frau. Du stehst auf einer Bergwiese, Blumen hüfthoch, Blick ins Tal. In deinen Haaren Sonne. Den Körper ins Fallen gekippt, hast du die Hand auf den Blütensternen – festhalten, um nicht hinauszusegeln.

Großmutter war die freieste Frau der Familie. Lachte sie, sprühten die Fältchen. In ihre Haut gebrannt die Hitze der Sommer. Gerade mal Frühling, streunt sie als Mädchen barfuß durch Felder und Wald: Goldgelber Raps, im Laufen wischt er Blütenstaub auf die Wangen. Geschnittener Weizen, die Halme spitz an den Sohlen. Am Wegrand Strohballen, duftend, zum Darüberkugeln.

Freda lässt sich ins Gras plumpsen und Heuschrecken streuen wie winzige Einschlagtrümmer. Unter den kurzen Nägeln brennt der Dreck und sie leckt die wunden Stellen, beobachtet Weberknechte über die Schenkel staksen und kichert, wenn Käfer von ihren Knien in den Sonnenuntergang steigen – die fülligen Hinterteile zeigen zum Dorf.

Im Winter trägt Freda Schuhe, doch kaum aus den Augen der Mutter, bocken ihre Zehen wie die Ziegen im Verschlag der Gastwirtschaft, und sie schmeißt die lästigen Treter in die Höhlung des Baumstamms, in dem die Marder nisten, bis Franz sie im Sommer 1930 mit der Rechtfertigung vertreibt, sie seien: »Elendigliche Hühnerdiebe, dreckiges Lumpenpack!«

Von Fredas Bitten, auf die gelben Brustflecke der Tiere zu achten, die sie als Edelmarder und menschenscheu kennzeichnen, lässt er sich nicht beirren. Nie vergisst sie die geweiteten Pupillen, zwei Löcher in den türkisgrünen Augen, die andere in der Gastwirtschaft »klar wie Bergseen« nennen – dahinter ein geistloses Flackern.

Jahre später soll Freda es wiedersehen. Franz ist unter den Ersten, deren gestreckter Arm wie vom Hirn entkoppelt in

die Höhe saust. Sein Finger zeigt in eine Richtung und aus dem schönen Mund brechen Beschimpfungen, die Freda an das rotverkrustete Fell der Pelztiere erinnern.

»Das ist euer Platz«, wispert sie in die Höhlung, hebt den Kopf, und der Wind stäubt ihr Schneekristalle ins Gesicht, dass es prickelt. Mit den nackten Füßen stößt sie sich von den Wurzeln ab, tänzelt über den Harsch und er birst in scharfkantige Platten. Sie balanciert am Ufer des Teichs, springt breitbeinig aufs Eis und lauscht – zwei Hälften brechen mit einem Laut der Erleichterung – in der Fläche eine krakelige Linie: ihre eigene Handschrift!

Beim Baumstumpf schlüpft Freda in die Schuhe und rennt bis das Blut zurück in die Bahnen wirbelt, ein Kribbeln wie beim Verdrehen der Unterarme – die Burschen nennen es Brennessel. Das Kribbeln verebbt, Hitze schießt in den Körper und als Freda unter einem Ast mit Schneegupf durchläuft, schleudert sie die Hände dagegen, der Schnee rutscht zum Kragen hinein und schmilzt auf der Haut.

In Dorfnähe fährt der Wind in Fredas Lungen, verbläst am Himmel die Wolken, bis dieser blau über den Feldern thront. Die Umrisse der Bäume werden deutlich und von den Zweigen hängen immer längere Eiszapfen in immer dichterem Abstand. Freda stoppt und betrachtet das seltene Schauspiel. Eine Reihe Schwerter funkelt im Sonnenlicht Richtung Erde – in einer seltsamen Warteposition.

»Bist du nicht g'scheit, hier zu laufen?«, ruft jemand, und Fredas Kopf fliegt herum.

»Schau, die Last wird zu groß!«, meint der Uniformierte, dem sie im Dorf nie begegnet ist, milder, und zeigt auf den Ast einer Föhre, den das Gewicht krümmt.

»Jetzt husch nach Hause!«, stellt er das Schild mit der Aufschrift »Halt!« auf den Boden und klatscht in die Hände. Freda

betrachtet die Stiefel – straff geschnürt, poliertes Leder – in der Brust wird es eng und sie läuft zur Gastwirtschaft am Rand des Dorfes.

Daheim steht die Mutter hinter der Tür, zartlila Kostüm, der Lippenstift eine Nuance dunkler. Sie starrt auf die Tochter, während Freda die in Pfützen schwimmenden Wildlederschuhe mustert – ihre Locken zu drahtigen Spiralen gefroren.

»Deine Haare! Wo bist du gewesen?«, schimpft die Mutter und befiehlt: »Raus aus den Schuhen!«

Freda bewegt die warmen Zehen, fühlt sich sicher und schlüpf ins Freie. Die Füße kribbeln und sie bemerkt mit Genugtuung, die Haut ist rosa und das Adergeflecht kaum zu sehen.

Die Mutter begutachtet mit geübtem Blick, umkreist die Tochter, entdeckt die feinen Schnitte des Harschbruchs an den Knöcheln und klatscht ihr die Hand ins Gesicht, bemüht sich aber, die Nase nicht zu treffen, denn in ihrer Vorstellung gibt es nichts Schlimmeres als ein verunstaltetes Mädchen. Freda fühlt ein Flackern und betrachtet die Pfützen um die Wildlederschuhe.

»Und, hast du den Vater wieder angebettelt?«, fragt sie und die Hand rauscht ein zweites Mal an ihre Wange – diesmal mit Wucht.

Sie stehen einander schweigend gegenüber. Die Luft ist geladen, das Atmen schwer. Die Mutter strafft den Oberkörper, betastet die Silberbrosche an ihrer Jacke und sinkt in sich zusammen: »Komm, ich bürst dir die Haare!«

Freda hockt auf dem Schemel, die Mutter dahinter auf einem Polstersessel mit Blumengirlanden. Sie singt beim Kämmen und Freda lauscht voll Bewunderung – die Stimme der Mutter ist geschmeidig, während die eigene immer ein wenig kratzt.

»Sing die Forelle!«, bittet Freda, und das Lied sprudelt aus dem Quellstein, schlängelt talwärts und plätschert über Kiesel, als das Fischlein durchs Wildwasser schießt. Aus dem Gasträum holpern Zurufe und Lachen in die Melodie, und Freda lauscht intensiver, stellt sich die Mutter auf einer Bühne vor – diese gepflegte, für jeden Anlass etwas zu elegant gekleidete Frau, die nichts mit ihr gemeinsam zu haben scheint. Freda betrachtet die eigenen Daumen, Schmutzränder unter den Nägeln, die Haut eingerissen oder verschorft. Draußen ist die Sonne tief gesunken, eine mattgelbe Scheibe, die schwache Strahlen vom Horizont schickt. Freda neigt den Kopf und durch die veränderte Perspektive flirren Lichtreflexe in Regenbogenfarben über die Schneedecke.

Die Mutter mahnt: »Halt dich gerade!«

»Ein Mädchen hat seine Erscheinung«, sagt sie und der Kamm verfängt sich in einer filzigen Locke.

»Das wird wehtun«, warnt die Mutter und reißt so lange an Fredas Haaren, bis splitternd ein Zinken bricht.

Ich sitze im Wohnzimmer und alles flüstert deine Geschichte. Die Dinge werfen Bilder auf meine innere Leinwand. Ich öffne eine Lade der Kommode, ein schwacher Geruch verteilt sich und die Erinnerung wird intensiv. Am auffälligsten finde ich eine ovale Schachtel. Die Jahre haben den Karton Spannkraft gekostet. Ich hebe den Deckel und die Silberbrosche deiner Mutter glänzt mir trotzig entgegen. Um die Rosenkringel schimmert das Metall violett. Ich nehme die Brosche, sie ist kühl zwischen den Fingern, und ich wundere mich, dass sie so schwer in der Hand liegt. Ich hab sie nie an dir gesehen, vielleicht weil du wie ich von einem Leben ohne Einordnung geträumt hast. Deine Mutter hoffte auf das Erbstück der vornehmen Großtante. Schon klar, damals war es für eine Unverheiratete mit Kind wichtig, Klasse zu zeigen. Aber heute?

Frau Schutz stört die Rostschüssel ihres Friedrich. Bei einem unserer Besuche der Herrenvilla parkt er den Mercedes in der Auffahrt neben der mächtigen Fichte. Wir steigen aus und Frau Schutz kommt uns bereits entgegen. Der Kies knirscht unter ihren Designer-Stöckeln und Fritz legt die Hand auf die Kühlerhaube. Wie zufällig rutscht sie über den Fleck im Lack. Aber der Röntgenblick seiner Mutter lässt sich nicht austricksen.

»Friedrich, wann kaufst du einen neuen Mercedes?«, träufelt sie die Worte noch vor einer Begrüßung, mit dieser Stimme, die sich nicht auswaschen lässt, in den Gehörgang. »Immerhin bist du jetzt Leiter dieses Departements!«

Er sieht sie nicht an, lässt seinen Blick fast trotzig über das Auto gleiten.

»Steht auf der Liste, Mutter«, sagt er und sein Folgsamer-Sohn-Modus überrascht mich.

Oma, wie viel werde ich damit zu tun haben? Wie es aussieht, heirate ich den Mann nicht allein.

Ich lehne den Kopf an die Kommode und schaue zur Decke. Listen sind mir zu eng, denke ich, schließe die Augen und träume vom Fliegen.

Als Freda geboren wird, hockt ein Habicht auf dem Fensterbrett, blickt mit gelb glühenden Augen in die Stube, und die Hebamme, die vom Bürgermeister bis zum Lumpenflicker noch alle Widerspenstigen im Dorf ans Licht gezerzt hat, macht einen Schritt vom Bett weg und schreit: »Schafft mir das Vieh fort!«

Die Großmutter, eine besonnene Frau und die eigentliche Chefin der Gastwirtschaft, stoppt die Vorbereitungen, starrt auf die Hebamme und den Vogel. Das Tier hat eine unheimliche Größe, sein Schnabel ist wuchtig. Sein Blick fixiert die Gebärende.

Die Großmutter weiß, das Erscheinen eines Habichts bedeutet Tod, und ein Schauer rieselt ihren Rücken hinunter bis in die Kniekehlen. Sie wankt, die angewärmten Tücher rutschen aus ihren Händen und entfalten sich wie Blütenblätter auf dem von Frauengenerationen geschrubbten Holz. Sie betrachtet Tücher, Waschzuber und Vogel, spürt das Spannen des Haarknotens im Nacken und ruft ein gellendes: »Kaaar!«

Einen Stock tiefer zuckt der Aushilfsbursche zusammen, lässt den Reibfetzen los, der mit einem leisen Geräusch über die Kommodenwand rutscht, läuft zur Treppe und stolpert hinauf. Vor dem Ahnenbild erinnert er sich an den Grund seines Einsatzes, spürt seinen Hals trocken werden und verlangsamt den Schritt. Zaghafte klopf er an die Tür der zur Gebärkammer umfunktionierten Stube, doch die Wirtin lässt seine vornehme Zurückhaltung nicht gelten, reißt die Tür auf und zerzt Karl, der den Blick auf den Boden heftet, an der Hebamme und

der sich im Bett windenden Tochter vorbei zum Fenster. Sie drückt seinen Kopf Richtung Scheibe und deutet auf das bewegungslose Tier: »Hol mir den Hans, aber dalli!«

Der Aushilfsbursche schaut in die gelben Augen, hört einen Schrei der Gebärenden und meint, die Hand des Knochenmanns packe seine Kehle. Wie immer ist die Großmutter schwarz gekleidet und aus den Augenwinkeln sieht er ihre Gestalt wachsen. Ihr Atem riecht säuerlich und Karl spürt im Nacken ein Hauchen, macht sich los und stürzt aus der Stube. Der Geruch von angebrannten Erdäpfeln schlägt ihm entgegen. Am Stammtisch spielen die Männer Karten.

»Kreuzkönig!«, steckt einer die Zigarette ins Glas und wirft das Blatt in die Mitte. Die anderen schlagen auf das karierte Tischtuch.

»Eine Runde Schnaps!«, johlen sie, aber Karl stürmt vorbei.

»Weiberleut!«, brummt der Großvater, ein Jäger aus Leidenschaft, als der stammelnde Aushilfsbursche ihm gegenüber in der Küche steht, erhebt sich von seinem Platz, zupft den Janker zurecht, schiebt den Sessel an den Tisch und den festgewachsen wirkenden Jungen beiseite. Bevor er geht, nimmt er zwei kräftige Schlucke aus seinem Bierkrug, wie um zu betonen, hysterisches Frauenvolk sei kaum in der Lage, ihn anzutreiben. Er wischt sich den Schaum vom Schnauzbart, stapft an der Schank vorbei und die Treppen hinauf. Die Pendeluhr schlägt und beim Bild seiner Vorväter verzieht der Großvater das Gesicht: »Nicht mal beim Saufen lassen s' einem für a Stund seine Ruh!«

Er öffnet Tür und Mund, ohne einen Fuß ins Zimmer zu setzen, will Frau, Hebamme und selbst die wimmernde Tochter anherrschen, da sieht er vorm Fenster den Vogel hocken, dessen bleiches Gefieder in der Abendsonne schimmert, und über seinen Rücken läuft ein Schauer, der den Oberkörper

zusammendrückt, was seine Frau für Sekunden belustigt als Demutsstellung wahrnimmt.

»Jesus!«, ruft er, den man am Sonntagvormittag viel eher in der Gaststube als in der Kirche antrifft, und schlägt ein Kreuzzeichen über der Brust. Er mustert seine Frau, räuspert sich und verkündet: »Ich hol mir den Satansbraten!«

Er stapft die Treppen hinunter, ums Haus in den Verschlag, reißt das Gewehr von der Wand, legt an und linst durchs Zielrohr – die Lippen ein blassrosa Strich.

Die Ziegen drängen zum Ausgang, scharren mit den Hufen, meckern, und der Großvater packt die Leitgeiß am Horn,

»Euch zeig ich, wohin ihr gehört!«, zischt er und fährt mit dem Gewehrkolben in ihre Mitte, stößt links und rechts, schubst und drückt, bis sie in einer Reihe stehen, ihn ansehen, die Köpfe gereckt.

»Ich sorg für Ordnung, da könnt's Gift drauf nehmen!«, schnaubt er und schmeißt das Gatter zu, das lange nachschwingt.

Der Vogel hockt auf dem Fensterbrett wie eine Statue. Sein Gefieder schimmert jetzt rötlich und einen Augenblick greift Kälte an die Brust des alten Mannes. Die Abendsonne beleuchtet den gebrochenen Flügel, stellt ihn heraus. Ein Riss im Verlauf. Sonst schließt das Federkleid zur Decke. Stille liegt auf den Zweigen der Tannen, die schon in den Schatten sinken. Der Boden an der Nordseite des Hauses ist hart gefroren und die Eiskristalle zerplatzen lautlos unter des alten Mannes Schritt. Der Jäger atmet die gläserne Luft und hebt das Gewehr.

»Du fliegst nimmer!«, flüstert er, drückt ab und der Vogel dreht den Kopf. Die gelben Augen blicken ungerührt, schließen sich einen Moment, dann kippt das Tier, begleitet von einem doppelten Aufschrei aus dem Inneren des Hauses, vom

Brett und kracht ins Rosenbeet – ein Klumpen zwischen den leuchtenden Blütenblättern. Die krakeligen Fänge greifen ins Leere.

Als der Vater des Neugeborenen die Stube betritt, wankt ihm die junge Mutter im bodenlangen Nachthemd entgegen, an den Rändern mit Tupfen und Sprenkeln aus Blut verziert, und er weicht zurück.

»Er hat mich die ganze Zeit angestarrt«, flüstert sie und hebt die Hand, um seine Schulter zu berühren. Ihre Augen flackern und er schiebt sie von sich. Wie immer, wenn der Postmeister vom Amt kommt, riecht sein Hemd nach Tabak und Kaffee.

»Wovon sprichst du?«, fragt er. »Komm, zeig mir das Kind!«

Die Mutter deutet zur Wiege, zwischen den Tüchern schimmert es rosig und sein Oberkörper wölbt sich entgegen. Er schreitet zum Bett – jeder Tritt ein Abheben – stolpert über eine Unebenheit im Holz, strauchelt und rappelt sich hoch.

»Herrgottszeiten!«, flucht er und klopft den Stoff der feinen Hose ab. Die Mutter schlägt an der Wiege die Tücher zurück, legt das Baby frei, bis es nackt und runzlig vor ihm liegt. Nie vergisst er die Sekunden, als sein Blick zwischen die Beine fällt wie in einen Brunnen ohne Boden, auf einen Widerstand hofft, der nicht kommt.

»Wie solln wir sie nennen?«, fragt die Mutter.

Er sieht sie an, die Vorwürfe aller Stammhalterlosen im Gesicht.

»Den Namen kannst du dir selbst überlegen!«, schnaubt er, kehrt der Wiege den Rücken und stapft aus dem Zimmer.